Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 43 (1939-1940)
Heft: 16

Artikel: Mein "Billy"
Autor: Schmidt, Hans Walter
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-670185

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 04.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

kam. Und wenn er da war, redeten wir nur vom Dölfi. Einmal kam ein Kärtlein von ihm, an sein Mutti, und er schrieb, es sei schön in den Ferien. Wir atmeten auf und weinten dazu. Dann haben wir lange nichts mehr von ihm gehört.

Es war mir nicht behaglich. Ich wußte nicht, ob ich kränkelte.

Da sprach an einem Sonntagnachmittag, als wir beide vor Grübeln uns nicht zu helfen wußten, der Vater das erlösende Wort. „Du, Mutter, wenn wir den Waisenrat fragten, ob er uns nicht wieder ein herrenloses Kindlein hätte?"

Mir war, als ob mit einem Male die Sonne durch alle Fenster schiene, und es war doch trübe draußen, und Wolken hingen vom Himmel. Ein paar Tage darauf fuhren wir zusammen in die Stadt, und unser Wunsch ging in Erfüllung. Jetzt sind wir nicht mehr allein. Wir haben diesmal ein reizendes Mägdlein, das Marieli, und es ist, als wollte es dem Dölfi nacheifern, den es gar nicht gekannt hat. So ein liebes und treuherziges Kindlein ist es."

Nun hielt der Zug an. Die Frau raffte ihre Siebensachen zusammen und schickte sich an, den Wagen zu verlassen. Die beiden andern gaben ihr die besten Wünsche mit, und auch ich drückte ihr die Hand.

Dann stapfte sie dem Dörflein zu und hielt fest ein Zettelchen in der Hand, auf dem die Adresse ihres Dölfi stand.

Wir fuhren weiter, arosawärts. Noch lange beschäftigte mich die Geschichte. Oben aber überfiel mich der Winter mit all seinen silbernen Herrlichkeiten, seinen Mauern von Schnee und seinen herrlichen Blicken nach den leuchtenden Gipfeln und verträumten Schluchten, daß ich der Mutter vergaß.

Doch am Abend, als ich auf der Heimfahrt das Dörflein wieder berührte, da uns die Gute verlassen hatte, rückte ich ans Fenster. Sie stand wieder auf dem Bahnsteig und schaute zufrieden drein. Mit einem Tüchlein winkte sie zurück, und vom Dörflein her, aus einem niedlichen Fenster, schwebte ein anderes Fähnlein. Das konnte nur vom Dölfi kommen. Die roten Wangen der „Mutter" sagten mir, er hatte es gut getroffen.

Und ich freute mich für ihn und die besorgte „Mutter".

Dann habe ich die Frau aus den Augen verloren.

Daß es doch recht viele solche Mütter im Schweizerland gäbe! Es wäre noch einmal so schön!

Mutter, deine Hände.

Solang ich denken kann, seh ich für mich sich sorgen,
Oft spät bei Nacht und schon am frühen Morgen,
Mutter, deine Hände.

Standst du an meinem Bett, wenn krank ich, mich zu pflegen,
Dann haben kühl auf meiner Stirn gelegen,
Mutter, deine Hände.

Und wenn ich schlief, hast du zu unserm Vater droben,
Für mich zu innigem Gebet erhoben,
Mutter, deine Hände.

Als ich dich dann verließ, zu ziehn auf fremden Wegen,
Da gaben mir zum Abschied frommen Segen,
Mutter, deine Hände.

Und brachte dort das Leben Not und glücklos Lieben,
Dann haben oft mir Rat und Trost geschrieben,
Mutter, deine Hände.

O wärst du jetzt bei mir, ich kniete vor dir nieder,
An meine Lippen drückt ich immer wieder,
Mutter, deine Hände.

Rudolf Weckerle.

Mein „Billy".

Von Dr. phil. Hans Walter Schmidt.

In der Nähe der kleinen Ortschaft Barkersville, in einer wilden Gegend British-Columbiens, hatte ich mein bescheidenes Jägerheim errichtet. Die Hütte, aus gefällten Baumstämmen roh gezimmert, lehnte sich an eine Felswand, und war dermaßen mit Dickicht und Buschwerk umgeben, daß selbst der schärfste Blick nichts von ihrem Dasein hätte gewahren können. Hier wohnte ich mit Billy, meinem treuen Hund. Ich hatte ihn einst von einem guten Freund aus Germany dort drüben zum Geschenk erhalten. Er war auch Trapper, wie ich, und hatte sich ein kleines Vermögen zusammengetrappt. Da zog es ihn mächtig zur Heimat zurück. Und als er zwei

Jahre später mich wieder aufsuchte, brachte er aus eigener Zucht den Schäferhund Billy, ein wahres Prachtexemplar seiner Art, als Geschenk mit in die Wälder. Seitdem leben wir zusammen, Billy und ich. Und wäre das treue Tier mir nicht schon aus Liebe zu dem Gefährten ans Herz gewachsen, so müßte mich doch ewige Dankbarkeit unlöslich mit ihm verbinden. Denn — — — . Doch ich will nicht vorgreifen, sondern alles der Reihe nach erzählen, wie es sich zugetragen hat.

Einst war ich wieder einmal mit Billy in die Wildnis gegangen, um Fleisch zu machen. Da lief mich ein gewaltiger Elch an. Und ich konnte nicht widerstehen. Im Nu flog der Kolben meiner Büchse an meine Backe, ich zielte kurz aus meinem Versteck hervor, und mit dem Krach brach der Elch, tötlich getroffen, im Feuer zusammen. Da ich noch einen weiten Weg zur Kontrolle meiner Fallen vor mir hatte, bedeckte ich den Elch mit abgehauenen Ästen und Steinen, um ihn am nächsten Tag in die Blockhütte heimzuschaffen... Zu dem Ende wollte ich mir Werkzeuge und Stricke mitnehmen, um eine regelrechte Schleife zu bauen, wie sie die Indianer stets in sinnreicher Weise benützen.

Als ich mich am anderen Tage, vorsichtig wie immer, dem Ort näherte, an dem ich den Elch zurückgelassen, erblickte ich einen gewaltigen Bären, der die Äste und Steine zum größten Teil entfernt hatte und sich mit meiner Beute zu schaffen machte. Es war, wie ich auf den ersten Blick erkannte, der gefürchtete Grizzly der Felsenberge, und zwar ein uralter Ephraim von ungeheuren Dimensionen. Da freute sich mein Jägerherz. Langsam hob ich das Gewehr zur Backe empor. Doch so geringfügig die Bewegung auch gewesen war, den feinen Sinnen des mächtigen Raubtieres war das Geräusch, das ich dabei verursachte, nicht entgangen. Mit einem Ruck fuhr das Untier herum. Mich erblicken und auf die Hinterpranken sich zu einer gewaltigen Höhe emporrecken, war das Werk eines Augenblicks. Und schon eilte mit bewunderungswürdiger Gelenkigkeit der Koloß mit dröhnenden Schritten auf mich zu. Obgleich meine Kugel, kaltblütig abgefeuert, nur selten ihr Ziel verfehlt, so sollte mir doch dieses Mißgeschick gerade in diesem kritischen Moment widerfahren. Ich zielte. Doch vor Aufregung, mit einer solchen Kraft mein menschliches Können zu messen, zitterte meine Hand, als der Finger den Drücker berührte. Der Schuß krachte. Aber die Kugel pfiff singend harmlos durch die Luft. Ich repetierte rasch, merkte aber schon am Hebeldruck, daß etwas nicht ganz in Ordnung war. Wieder gab ich Feuer. Klick! Nur das Aufschlagen des Stiftes im Schloß war zu vernehmen. Das Gewehr versagte. Ich riß die Kammer auf — vergeblich! Ladestörung! Was das bedeutet in einem solchen Moment, in dem das Leben an einem Haar hängt, kann nur der begreifen, der sich schon einmal in ähnlicher Lage befunden hat. Es waren nur Sekunden. Dennoch dünkte es mich eine Ewigkeit, während der ich das unbrauchbare Gewehr in meinen zitternden Händen hielt und dem durch den Schuß wütend gemachten Raubtier entgegenblickte.

Dieses hatte sich auf wenige Schritte genähert. Eine Flucht meinerseits wäre vergebliches Bemühen gewesen. Soviel Zeit, um die breite Klinge des Hirschfängers zu ziehen, blieb mir nicht. So nahm ich kraftvoll den Büchsenschaft in beide Hände und holte zum wuchtigen Stoß aus. Da war er auch schon heran, der Bär. Riesengroß wuchsen seine gigantischen Glieder, der gewaltige Körper mit den mächtigen Schenkeln und dem spitzen Kopf mit den kleinen Ohren vor mir empor. Schwerfällig erscheinende Pranken mit entsetzlichen Krallen reckten sich mir entgegen zur tötlichen Umarmung. Ein gewaltiger Raubtierschädel bohrte sich durch die Luft zu mir heran, zwei kleine, aber tückisch blitzende Raubtieraugen glinserten grünlich zu mir herüber. Aus einem Rachen mit weitklaffender Höhlung, in der wie Dolchklingen elfenbeinweiße Zähne starrten, schlug stinkender Atem mir entgegen. O, war das das Ende meiner Jägerlaufbahn, der Abschluß meines abenteuerreichen Lebens, der furchtbare Strich unter mein Dasein auf dieser Erde?

Wuchtig stieß ich zu. Aber die Waffe traf nur ins Leere. Etwas Sonderbares, etwas Wunderbares war geschehen. Ich sah den Bären wanken. Ich bemerkte, wie er sich blitzschnell nach der Seite bog und zuschlug, ich erkannte einen dunklen Schatten, der zurücksprang, lautlos. Ich sah, wie er wieder vorschnellte, um den Bären von der Seite anzugreifen. Und ich erkannte diesen Helfer in höchster Todesnot: Billy, mein Billy! quoll es wie ein Dank aus meinem Herzen empor. Wie wahnsinnig riß ich an der Kammer des Gewehres. Heraus mit der geklemmten Patrone! Eine neue hinein und dann — — — . Furchtbar war der Kampf, den mein treues Tier, um mich zu retten, mit dem Bären weiterführte. Wuterfüllt, sprang der treue, vierbeinige Gefährte den Riesenfeind an — ein David gegen einen Go-

liath von furchtbarer Kraft. Prustend wandte sich der Bär hierhin, dorthin, biß, schlug. Aber der Gewandtheit des Hundes gelang es stets im geeigneten Augenblick, der Gefahr zu entkommen. Krack! Das Magazin der Büchse schloß sich. Im Nu riß ich sie an die Backe empor. Leben um Leben, Freundschaft um Freundschaft. Aufregung war Gift. Ich weiß nicht, woher die kalte, die eisigkalte Ruhe kam, die ich nun fühlte. Ich merkte nur, daß das treue Gewehr wie in einem Schraubstock eingeklemmt an meiner Schulter ruhte. Ich zielte rasch, aber bedächtig. Ein zähnestarrender Rachen wandte sich mir zu. Da drückte ich ab. Back! Ein scharfer, peitschenartiger Knall. Des Bären Riesenleib durchzuckte es wie ein Blitz. Die riesigen Pranken versuchten sich in den Boden einzuwühlen. Dann drehte sich der Koloß zur Seite und fiel mit dröhnendem Prasseln zur Erde nieder.

Was soll ich weiter noch berichten? Ich will noch sagen, daß wenige Augenblicke später zu Füßen des gefällten Bären ein Mensch einen Hund wie einen lieben Freund an seine Brust drückte und liebkoste. Billy war mein Lebensretter.

Mutters Bild.

Von Selma Lagerlöf.

In einem der hundert Häuschen des Fischerdorfes, die einander alle in Größe und Form gleichen, die alle gleich viele Fenster und gleich hohe Schornsteine haben, wohnte der alte Mattßon, der Lotse.

In allen Stuben des Fischerdorfes findet man denselben Hausrat, auf allen Fensterbrettern stehen dieselben Blumen, in allen Eckschränken prangen dieselben Arten Muscheln und Korallen, an allen Wänden hängen die gleichen Bilder. Und so wie die alte Sitte es festgestellt hat, leben alle Menschen des Fischerdorfes dasselbe Leben. Seit Mattßon, der Lotse, alt geworden war, richtete er sich ganz genau nach Brauch und Sitte: sein Haus, seine Stuben und sein Wandel glichen den aller andern.

An der Wand über seinem Bette hatte der alte Mattßon ein Bild seiner Mutter. Eines Nachts träumte er, daß dieses Bild aus seinem Rahmen herabstieg, sich vor ihn hinstellte und ihm mit lauter Stimme sagte: „Du mußt heiraten, Mattßon."

Der alte Mattßon begann sogleich Mutters Bild auseinanderzusetzen, daß dies unmöglich sei. Er war ja siebzig Jahre. — Aber Mutters Bild wiederholte nur mit noch größerm Nachdruck: „Du mußt heiraten, Mattßon."

Der alte Mattßon hatte großen Respekt vor Mutters Bild. Es war in so manchen strittigen Fällen sein Ratgeber gewesen, und es hatte ihm immer Glück gebracht, wenn er ihm gefolgt war. Aber dieses Mal verstand er sein Vorgehen nicht recht. Es schien ihm, als befinde sich das Bild ganz im Widerspruch mit früher geäußerten Ansichten. Obgleich er dalag und träumte, erinnerte er sich klar und deutlich, wie es das erstemal gewesen war, als er heiraten wollte. Gerade als er sich zur Hochzeit ankleidete, lockerte sich der Nagel, an dem das Bild hing und fiel zu Boden. Da sah er, daß das Bild ihn vor der Heirat warnen wollte, doch er gehorchte nicht. Es zeigte sich aber später, daß das Bild recht gehabt hatte. Seine kurze Ehe war sehr unglücklich geworden.

Als er sich das zweitemal zur Hochzeit ankleidete, ging es ebenso zu. Das Bild stürzte wieder zu Boden, und diesmal wagte er nicht, ihm ungehorsam zu sein. Er ließ Braut und Hochzeit im Stiche, verdingte sich als Matrose und fuhr mehrmals um die Erde, ehe er sich wieder nach Hause wagte. — Und jetzt stieg das Bild von der Wand herab und befahl ihm zu heiraten. Wie gut und gehorsam er auch war, konnte er doch nicht umhin, zu denken, daß es nur seinen Scherz mit ihm treibe.

Aber Mutters Bild, das das barscheste Gesicht wiedergab, wie es nur scharfe Winde und salziger Meeresschaum ausmeißeln konnte, blieb ernst wie zuvor. Und mit einer Stimme, die das langjährige Ausbieten der Fische auf dem Markte der Stadt geübt und gestärkt hatte, wiederholte sie: „Du mußt heiraten."

Da bat der alte Mattßon Mutters Bild, doch ein Einsehen zu haben und zu bedenken, in welcher Gemeinde sie lebten.

Alle hundert Häuser des Fischerdorfes hatten spitzige Dächer und weißgetünchte Wände, alle Boote des Fischerdorfes hatten denselben Bau und das gleiche Takelwerk. Niemand pflegte hier irgend etwas Ungewöhnliches zu tun. Mutter selbst wäre die erste gewesen, die sich einer solchen Heirat widersetzt hätte, wenn sie noch am Leben gewesen wäre. Mutter hatte streng auf